

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Anthony McCarten
Hand aufs Herz

Roman
Aus dem Englischen von
Manfred Allié

Diogenes

Titel der 2009
bei Washington Square Press/
A Division of Simon & Schuster, Inc., New York,
erschienenen Originalausgabe:
›Show of Hands‹
Copyright © 2009 by Anthony McCarten
Umschlagfoto: Don Farall/
Getty Images

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2009
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
500/09/44/1
ISBN 978 3 257 06730 9

Für
Margaret Mary McCarten
1921–2007

Tom Shrift nahm den Fuß vom Gas und betrachtete das Tohuwabohu auf dem Hof des Autohändlers aus der Ferne. Was für ein Witz! *Wie unglaublich jämmerlich die aussehen, wie traurig, wie verzweifelt, ja wie tragisch*, dachte er einen Moment lang, doch dann fiel ihm wieder ein, dass er selbst einer von ihnen werden wollte.

Er hatte sich früh auf den Weg gemacht, damit er Vorsprung vor den Mitbewerbern hatte. Er war fest entschlossen, dieses Auto zu gewinnen, aber *das* hatte er nun doch nicht erwartet. Wer hätte das gedacht? So viele verlorene Seelen. *Meine Güte, das sieht aus, als wären sämtliche Mühseligen und Beladenen von ganz London hier zusammengekommen.* Prolls im Trainingsanzug. Unrasierte Männer. Unansehnliche Frauen. Zukurzgekommene. Muskelmänner in den Vierzigern, Bierbauch, Badelatschen an den Füßen. Kampferprobte Mütter im schrillen Sportdress, Wasserflaschen an die Brust gedrückt, zu allem bereit. Alte. Junge. Jede Art von Opfer der harten Realität des Lebens. Und jetzt auch noch er, Thomas H. (für Horatio) Shrift, im Begriff, sich einzureihen, einer von ihnen zu werden, zu kämpfen, wie sie kämpften, Mann gegen Mann. Ihm wurde schlecht bei dem Gedanken. Er packte das Lenkrad seines tuckernden Fiat Punto (den geliebten Volvo mit seinem seidenweichen Schnurren hatte er vor kurzem verkaufen müssen) und starrte diesen Pöbel an: Desperados, einer wie der andere! Was für eine Demütigung, dachte er, wenn man über Nacht zum Nichts wurde, zu einem, der *nichts hatte*, wo das Haben doch für ihn immer eine Selbstverständlichkeit gewesen war.

Doch Tom war überzeugt, dass er ein Mensch war, der es *verdiente*, zu haben. Und wenn er erst einmal dieses Auto ergattert hatte – im Grunde war er sich ja sicher, dass er die Kraft hatte, in diesem Wettstreit zu triumphieren –, dann würde er sich auf der Stelle daranmachen, verlorenes Terrain zurückzuerobern. Er würde schon wieder auf die Beine kommen. Das war bisher noch jedes Mal so gewesen.

Er stellte das Autoradio ab und drehte den Innenspiegel

so, dass er sich betrachten konnte. Er wollte wissen, ob er immer noch aussah wie jemand, der in der Lage war, 150 andere zu schlagen. Doch, fand er, im Großen und Ganzen sah er nach wie vor so aus. Die buschigen Augenbrauen konnten ein wenig Aufmerksamkeit vertragen, wo das eine oder andere Haar sich kräuselte, aber sonst sah er einen gepflegten Mann, einen Mann, der etwas vorstellte – oder es zumindest bald tun würde. Einen besonderen Menschen. Jemanden, der Ehrgeiz im Leib hatte. Anders als die anderen also. Einen Mann von Begabung. Auch jetzt, schon in den Vierzigern, hatte Tom Shrift noch etwas Gewinnendes – das sah er im Spiegel. Wache Augen, ein freundliches Lächeln, energisches Kinn, darunter ein frisch gebügeltes Hemd, reine Baumwolle; breite Schultern, die Schultern eines kräftigen Mannes ... Ja, er war nach wie vor der Typ, bei dem ein Fremder denken würde: »Auf den setze ich mein Geld.«

Mit dem angefeuchteten Zeigefinger strich er die Augenbrauen glatt. Wenn man allein lebte, hatte man oft keinen Blick für solche Details. Keiner machte einen Junggesellen darauf aufmerksam, dass sein Atem unangenehm war, dass seine Achselhöhlen stanken. Tom wusste, wie man solche Fallen umging, wie man zum Beispiel in die hohle Hand atmete und den Atem prüfte. In letzter Zeit schwitzte er heftig, zeigte schon jetzt Anzeichen der Wechseljahre, vielleicht wusch er sich zu oft, nahm zu viel Rasierwasser, mühte sich zu sehr, immer wie jemand auszusehen, der geliebt wird. Ein frisches Hemd jeden Tag. Er war nicht kleinlich. Kragen wurden mit Stäbchen verstärkt. Man durfte sich nicht gehenlassen. Unter den nun gezähmten Brauen und getrennt durch

die charakteristische lange Nase der Shrifts saßen zwei braune Augen, haselnussbraun genauer gesagt – die Augen seiner Mutter.

Ob er zurückrufen sollte, weil er am Vorabend nicht abgenommen hatte? Jeden Tag das Gleiche. Nein, zum Teufel mit seinen Eltern. Sein Vater hatte seine Mutter sitzenlassen, als Tom noch nicht einmal einen Monat alt gewesen war. Und Tom hatte nie eine Chance gehabt, mit ihm zu reden. Später hatte er diese Leerstelle in seinem Leben immer »das Nichts« genannt. Seine Mutter, die ihn jetzt vom Altersheim aus anrief und ihm Vernachlässigung vorwarf, war eine widerwillige Mutter gewesen, eine selbstsüchtige Frau, seine ganze Jugend hindurch. Erst jetzt, wo sie alt und einsam war, ließ sie von sich hören. Tag für Tag rief sie ihn an, und mittlerweile nahm er die Gespräche die meiste Zeit überhaupt nicht mehr entgegen. Sein ganzes Leben lang hatte sie nur das Allernötigste als Mutter getan. Jetzt tat er nur das Allernötigste als Sohn.

Genauso wie er aus seinem Telefon die Meldungen und Erinnerungen löschte, so befreite er nun auch seinen Kopf von überflüssigen Gedanken. Der Innenspiegel des Autos hatte ihm manch Positives zu erzählen. Was das Äußere anging, da hatte er alles, was er brauchte, um im Leben voranzukommen.

Wenn etwas an ihm nicht in Ordnung war – und er gab zu, dass es schon ein oder zwei Probleme gab –, dann zeigte sich das, wenn er den Mund aufmachte. Jedes Mal flog etwas heraus, was andere ärgerte. Er war schnell und schlagfertig, er sprach zu unverblümt, er konnte sich nicht zurückhalten. Vielleicht wusste er einfach zu viel. War das überhaupt mög-

lich? Er las gern: Seine kleine, doch makellose Junggesellenbude war vollgestopft mit Büchern; die Fernsehantenne stand auf einem Stapel Taschenbücher, schwere Nachschlagewerke streckten ihre Rücken aus den Regalen hervor, die Ecke des Sofas, der das Bein fehlte, ruhte auf Churchills *Gesammelten Werken*. Er las gern und hielt mit seinem Wissen nicht hinterm Berg zurück – warum sollte er auch? Warum den Mund halten, wenn ein Faktum falsch ist, ein Gedanke nicht logisch, ein Zitat falsch zugeschrieben? Wer hat denn etwas davon, wenn man den Dummköpfen freie Bahn lässt?

Also machte er den Mund auf. Das, was Tom in seinem Datenbankhirn hatte, wollte heraus. Sein Kopf war mit Superbenzin gefüllt, er brauchte nur einmal aufs Gas zu drücken, und ab ging die Post: Namen, Fakten, Zitate. Er konnte einfach nicht anders, er musste die Leute korrigieren, musste ihnen helfen, einen Irrtum loszuwerden, den sie ihr Leben lang mit sich herumgeschleppt hatten. Ein solches Verhalten war schon im normalen Alltagsbetrieb nicht förderlich, doch besonders unglücklich war es, wenn das andere Geschlecht ins Spiel kam. Welche Frau lässt sich schon gern Vorträge halten? Welche Frau will hören, dass sie im Unrecht ist, eine Sache falsch sieht, und das von einem Mann, der sich seiner selbst so sicher ist? Ja, sein Mundwerk hatte ihn schon mehr Stunden im Bett gekostet als dieses Mundwerk warme Mahlzeiten zu sich genommen hatte, aber was sollte er tun? Sollte er sich dumm stellen, nur damit er eine Frau ins Bett bekam? Wenn das der Weg zum Ziel war, dann war ihm sein Hirn zu schade dafür. Solche faulen Kompromisse würde er nicht machen.

Als Zwanzigjähriger hatte Tom einmal an einem Intelli-

genztest teilgenommen und seine Kräfte mit Genies gemessen. Der Test bestätigte, dass er kein Dummkopf war. Das Ergebnis wies ihm einen Platz in den obersten 1% der Menschheit zu – der Elite! Wie war es da möglich, dass – und hier stellte sich die alte Frage wieder neu, als er nun den Blick hob und von seinem Punto auf- und hinüber zu der Menschenmenge im Hof des Autohändlers blickte, zu der immer weitere hinzuströmten –, dass ein intelligenter Mann wie er, ein wahrer Gehirnathlet, sich dermaßen abstrampeln musste, um einfach nur zu überleben? Und gezwungen war, zu Maßnahmen wie dieser zu greifen?

Kurz: Wie hatte er so tief sinken können, dass er jetzt einen Fiat Punto fuhr?

Die Russen. Klarer Fall. Er war gerade erst aus Sankt Petersburg zurück, ein Riesengeschäft war ihm durch die Lappen gegangen, und daran waren die Russen schuld. Mit großen Hoffnungen war Tom gen Osten geflogen und wollte Lizenzen für Bilder aus der Eremitage erwerben, für seine Glückwunschkartenfirma – *Masterpiece Cards*, ein junges, doch gesundes Unternehmen (er verstand auch eine Menge von Kunst) –, aber er hatte die Apparatschiks nicht zur Vergabe der Abdruckrechte bewegen können, nicht »an einen Unbekannten«. Die Russkis hatten ihn angeschmiert. Erst hatten sie so getan, als sei es alles kein Problem, hatten sich immer einladen lassen, und dann hatten sie ihn fallenlassen wie eine heiße Kartoffel. Jetzt schuldete er Banken und Kreditkartenfirmen 67000 Pfund und täglich kamen weitere Schulden hinzu. Die Hartherzigkeit der Geschäftswelt – es war unglaublich! – selbst für einen von Natur aus pessimistischen Menschen wie ihn. Er hatte sich für einen guten Geschäfts-

mann gehalten, doch sein Intelligenzquotient hatte ihn nicht vor Lügen, Gaunereien, gemeiner Gerissenheit gerettet, und wer wusste schon, was sie in den Samowar getan hatten?

Er ließ den Wagen wieder an. Er ignorierte die Verkehrsposten, die Neuankömmlinge weiterwinkten, arbeitete sich im Schritttempo weiter vor und fand schließlich einen großartigen Anwohnerparkplatz, für den er die richtige Plakette hatte. Doch als er die Hand ausstreckte, um die Tür zu öffnen, zögerte er. War das nicht schrecklich, wenn man so tief sank, dass man an einem Durchhaltewettbewerb teilnahm? Vielleicht konnte er stattdessen diesen alten Fiat Punto verkaufen? Nein. Dessen Wert lag im negativen Bereich. Er würde noch für die Verschrottung zahlen müssen. Was hatte er sonst noch zu verkaufen? Seine Ideen? Ein Witz! – wer würde ihm die schon abnehmen? Wie stand es dann mit seiner großen Bibliothek? Verkaufen? Aussichtslos. So gut wie nichts wert – wer wollte heutzutage schon die gesammelten Schriften von Winston Churchill, gerade wenn sie auch noch mit Randbemerkungen des Lesers wie »Bravo!« oder »schwerer Fehler!« versehen waren? Und wenn er sich Arbeit suchte? Sich einfach nach einer festen Anstellung umsah? Ebenfalls Fehlanzeige. Das Vorstellungsgespräch am Vortag hatte ihm wieder einmal deutlich vor Augen geführt, dass er nur als Selbständiger eine Chance hatte. Was blieb denn noch? Was nur? Sein Blut verkaufen? In Großbritannien verboten. Und da Sir Bob Geldof wohl kaum ein Benefizkonzert für ihn veranstalten würde, blieb ihm also nur noch diese eine Wahl – diese billige, entwürdigende Wahl, bei der jedoch ein wertvoller Preis winkte.

Widerstrebend hob er den Blick zum Himmel, wo hoch

über dem Hof des Händlers der Reklameballon schwebte, und die Worte tanzten vor seinen Augen: IHR GEWINN: EIN NEUES AUTO. Ja, genau das. Ein Auto gewinnen und es gleich wieder verkaufen; zwanzig-, dreißigtausend würde ihm das einbringen. Er senkte den Blick wieder, schätzte ab, wie viele es sein mochten, die sich da in dem Hof drängten (ungefähr hundert), und beschloss, dass jemand sich dieser Herausforderung stellen musste. Und wer? *Er selbst*. Allein gegen alle, das Übliche.

Und so holte er aus dem Kofferraum, was er für den Feldzug brauchte, Proviant, Hilfsmittel – Kleidung, Lektüre, ein paar Medikamente und persönliche Gegenstände, alles mit viel Bedacht ausgesucht und genau geprüft: armeetauglich und für den Straßenkampf geeignet. Na, Tom war bereit. Er schulterte sein Marschgepäck und ging hinüber zu dem Autoladen. Amüsiert schüttelte er den Kopf über die schiere Größe der anstehenden Aufgabe.

Als er ankam, vermied er jeden Blickkontakt. Hier war jeder Mann auf sich gestellt und jede Frau auch. Keiner lächelte. Keiner nickte einem anderen zu. So war das. Die Schlacht hatte begonnen, und schon jetzt war ihm klar, dass sie durch psychologische Kriegsführung entschieden würde. Jawohl, der wachsamste, beharrlichste Verstand würde dieses Auto bekommen. Er hatte sich schlau gemacht, hatte recherchiert zu Fragen der Psyche bei solchen Wettbewerben. Der Verstand hielt die Belastungen des Schlafentzugs nicht lange aus, es kam zu Wahnvorstellungen, Zerstreutheit, negativem Denken. Kontrolle über die eigenen Gedanken, das war der Schlüssel zum Erfolg – wie gut man die Denkmuster beherrschte, Fehlfunktionen verhinderte, wie groß die Re-

serven an beruhigenden, ausgleichenden, stabilisierenden Gedanken waren. Und er konnte sich nicht vorstellen, dass es in dieser Menge einen zäheren, zielstrebigeren Verstand gab als seinen. Was immer man an Eigenschaften brauchte, um eine Sache länger durchzuhalten als ein Rivale, hatte er, und er hatte reichlich davon. Seine Gegenoffensive hatte begonnen.

Jess Podorowski erstarrte, als sie die Menschenmenge sah. »Lieber Himmel.«

Sie zögerte. Auf einmal hatte sie jede Menge Zweifel. Mit ihrem angeschlagenen Rücken – die Bandscheibe am drittuntersten Wirbel schmerzte schon jetzt, und sie hatte ein wenig Fieber (sie musste sich wohl mit irgendwas angesteckt haben) –, wie sollte sie da so etwas durchhalten?

Sie sprach ein kurzes, stummes, flehendes Gebet: *Lieber Gott, wenn es wahr ist, dass es nur die gibt, die gesegnet sind, und die, die leer ausgehen, dann lass mich doch ein Mal, nur dies eine Mal, auf der richtigen Seite stehen ...*

Jess war eine fromme Frau. Sie nahm ihre Gebete ernst, und sie hatte keine Hemmungen vor Gott. Alles wurde ihm angetragen. Und als neununddreißigjährige Witwe, die für eine behinderte Tochter zu sorgen hatte und bei Tage unter dem Namen Verkehrsaufsichtskraft 2061 geführt wurde – durchnummeriert wie Androiden –, die sich neun Stunden pro Schicht durch die Straßen schleppte, schlecht bezahlt noch dazu, und sich die übelsten Unflätigkeiten von den Fahrern anhören musste, denen sie ihre Strafzettel verpasste ... da hatte sie Gott schon allerhand anzutragen.

Aber sie beschwerte sich nicht.

Das hatte sie sich schon lange abgewöhnt. Als sie zur Welt kam, hatte die Hebamme sie für stumm erklärt – sechs Stunden später überraschte die kleine Jess eine Krankenschwester mit einem leisen Wimmern. Als sie älter wurde, hatte sie diese merkwürdig schweigsame Art zur Vollkommenheit entwickelt. Sie hielt sich lieber an Dinge. Machte aus dem Aushalten eine Kampfsportart. Im stillen Widerstand gegen die Wut der Leute, denen sie ihre Strafmandate aushändigte, war sie ein Profi – immer ein leises Lächeln auf den Lippen und im Geiste ein Gebet. Sie dachte bei sich nur: Paulus haben sie verachtet, weil er Steuereinnehmer war, die Leute haben Steine nach ihm geworfen, und doch hat Gott sich seiner angenommen. *Dann soll Gott sich jetzt auch meiner annehmen.* Ihr katholischer Glaube war wie eine Rüstung für sie. Am Sonntag ging sie in die Kirche, betrachtete den viel zu selten angebeteten Christus hoch oben an seinem Kreuz, die Arme ausgebreitet zum Zeichen seines Opfers – na, bei ihrer Arbeit gab es ja auch kleine Golgathas. Sie wurde angeschrien und sehnte sich danach zurückzubrüllen, doch ihre Lippen waren versiegelt. *Was denkst du eigentlich, wer du bist? Du Miststück! Du Drecksau! Du Hure!* Jedes Wort ein Nagel. Nach zwei Jahren im Dienst kannte sie jedes Wort, das der Pöbel ihr um die Ohren schlug, zwei Jahren in einem Beruf, für den kaum eine andere weißhäutige Frau in England sich schlecht genug fand. In ihrer lächerlichen Uniform – Schirmmütze, schwarzes Kostüm, neongrüne Weste, in der sie noch vom Mars aus sichtbar war – kontrollierte sie die abgelaufenen Parkuhren, straßauf, straßab. Menschen und ihre Autos, lieber Gott! Wenn sie ihre Runde machte, sprach sie darüber oft mit Gott: wie sehr sich Men-

schen und ihre Autos glichen. Ein Mercedes C-Klasse und der typische C-Klassen-Besitzer; der Börsenmakler hinter dem Steuer seines 3er-BMWs; die tolle Frau, die gerade ihren Jaguar-Sportwagen abschließt, Wagen und Fahrerin makellos, sanft schnurrend, selbstbewusst, wohlgepflegt, weitaus mehr Kraft, als sie je brauchten, Vollautomatik, nur einen Knopfdruck entfernt. Sie beneidete sie um ihren Luxus und ihren Lexus. Wenn man sich das vorstellte: Leute, denen es vollkommen egal war, wenn sie ein Strafmandat bekamen!

Aber die abgelaufenen Parkuhren der Armen – das war eine ganz andere Geschichte. Jammergestalten in rostigen Renaults – schwachbrüstigen Autos bar jeder Elektronik, die schon im nächsten Augenblick die Pannenhilfe brauchen konnten, kaum noch einen Tropfen Benzin im Tank – das waren die Leute, die ihr eine einzelne Münze hinhielten, als ob sie ein Teufel sei und die Münze ein Talisman. Geldnot stand ihnen ins Gesicht geschrieben, verzweifelt hofften sie, dass sie die Münze noch in den Schlitz stecken durften, damit sie nicht eine Woche lang am Hungertuch nagen mussten.

Immer, immer fühlte Jess sich schuldig, dass sie die vom Leben Benachteiligten noch um eine weitere Stufe tiefer stieß, und ließ sich oft genug erweichen. Sie zählte sich ja selbst unter diese beinahe schon Mittellosen. Kein Lexus, kein Luxus für Jess Podorowski. Sie wusste, was für ein Loch achtzig Pfund Bußgeld in die Haushaltskasse rissen.

Als sie die Menschenmasse auf dem Hof des Autohändlers sah, zog ihr Magen sich zusammen. Es waren sogar ein paar bekannte Gesichter darunter. »Meine Güte, das ist doch ... Kennst du den? Weißt du noch?«, sagte Jess zu ihrer Mutter

und Natalie neben ihr. »Der ist ja von unserer Bank! Ich hätte gedacht, der hat genug auf dem Konto! Was macht *der* denn hier? Und da, das ist doch ...« Sie wies auf einen Mann, der einen Nylon-Windschutz errichtete, als wolle er sein Lager am Strand aufschlagen. »... der ist aus unserer Kirche, er reicht immer den Klingelbeutel rum. Da sind Leute hier, die *kenne* ich tatsächlich.« Sie zählte, wie viele es waren. Als sie bei fünfzig angekommen war, gab sie auf und verdoppelte die Zahl. Hundert mindestens. Entschieden zu viel.

»Gott, ich hätte nie gedacht, dass das so viele werden. Ich dachte, zu so was kommen nur ein paar Leute.«

»Gut!«, rief Valeria, erleichtert über den resignierten Tonfall ihrer Tochter. »Dann können wir ja jetzt nach Hause gehen.«

Doch Jess fasste ihre Mutter fest am Arm. »Nein – nein – ich muss es wenigstens versuchen.«

»Was?«

»Das hier. Ich muss es versuchen.«

»Warum?«

»Du weißt doch, warum! Ich habe es dir erklärt.«

Jess warf einen kurzen Blick hinüber zu ihrer Tochter im Rollstuhl, die begeistert das Geschehen ein Dutzend Schritt vor ihr verfolgte, und ihr Kopf ging dabei hin und her wie der eines Schiedsrichters beim Tischtennis. Auf dem langen Weg hierher hatten Jess und Valeria sich beim Schieben des Rollstuhls abgewechselt, und sie konnten Nat jetzt nicht enttäuschen und ihr das Schauspiel vorenthalten.

»Warum?«, fragte Valeria noch einmal.

»Bitte, Mama. Wir können das nicht alles schon wieder besprechen.«

Jess wandte sich wieder Nat zu. Querschnittsgelähmt. Von den Achselhöhlen abwärts. Zu 80% behindert. Das Mädchen trug Windeln unter seinen schwarzen Jogginghosen. Chronisch unterkühlt seit dem Verkehrsunfall, der ihren Vater das Leben gekostet hatte (eine doppelte Katastrophe). Doch irgendwie wirkte Nat stets fröhlich. Wie kam das? Was war das für ein Mechanismus? Wenn Jess zweifelte, ob sie die Kraft hatte, weiterzumachen – und das kam jeden zweiten Tag vor –, hatte sie immer das leuchtende Beispiel ihrer Tochter vor Augen, und das brachte sie wieder auf den Damm.

Valeria schüttelte nachdenklich den Kopf. »Das ist doch Irrsinn. Glaub mir, du machst einen Fehler. Wir Wisnews-kis, wir betteln nicht um Almosen. Das tun wir nicht. Und sieh dir doch die Leute da an. Bettler!«

»Mama, du solltest jetzt nach Hause gehen. Nimm Nat, bring sie nach Hause. Ich komme gut allein zurecht.« Jess ging zu ihrer Tochter und küsste sie auf die bleiche Wange. Sie umarmten sich. Nat zeigte Jess das Daumen-hoch-Zeichen, mit beiden Händen, Jess winkte Valeria zum Abschied zu, und dann stellte sie sich in der Warteschlange an, um sich für den Wettbewerb anzumelden. Draußen im Hof ließ Tom die lange, stockende Schlange der Wartenden, die sich am Empfangstisch gebildet hatte, links liegen, ging zum Büro des Ladens, klopfte einmal an das Glas und trat dann ein. »Verzeihen Sie.«

Ein gehetzt wirkender Mann – mittelgroß, Mitte vierzig, pechschwarzes Haar – schaute von seiner Arbeit auf. Er schrieb Zahlen auf die Zettel eines kleinen Blocks, riss diese einen nach dem anderen ab und sagte zu einem jüngeren

Mann, vermutlich einem Angestellten: »Hier, die verteilst du jetzt, an jeden einen.«

Tom stand in der Tür, und beide Verkäufer sahen ihn an. Zwei Kinder, die mit Büchern auf dem Boden saßen, blickten ebenfalls auf. »Daddy?«, fragte der Ältere. »Was ist ein Goldregenpfeifer? Hier steht, er ist der schnellste Vogel der Welt.«

Tom sah zu ihm hinunter: das *Guinness-Buch der Rekorde*.

»Wer sind Sie?«, wandte der Ältere sich an Tom.

»Tom Shrift.« Und nach einer Pause: »Ihr Sieger.«

Jetzt hörten sie ihm zu.

»Was wollen Sie?«

Schon platzte es aus Tom heraus: »Bevor wir hier anfangen und die ganze Tortur über uns ergehen lassen, wollte ich mich nur vergewissern, dass Sie auch dafür sorgen, dass die Regeln eingehalten werden – dass Sie kein Auge bei Gaunern zudrücken und nicht Ihre eigenen Kandidaten durchmogeln. Faires Spiel, mehr fordere ich nicht. Entweder es geht anständig zu, oder die ganze Sache ist ein Dreck. Sehen Sie zu, dass es nicht noch erbärmlicher wird, als es ohnehin schon ist. Bitte um Verzeihung, ich wollte nicht stören. Wir sehen uns dann, wenn wir's hinter uns haben.«

Und damit verließ Tom das Büro.